

nächtlichen Himmel empor, und die Reflexe der Lichter an den Autos verwischen sich glitzernd auf dem nebelblanken Asphalt.

Um die Straßenecke pfeift schneidend der Novemberwind, unbekümmert um die abgerissene Musik dann und wann geöffneter Caféhaustüren, unbesorgt um den Lärm der vorbeieilenden Automobile, unberührt von der saisonlüsternen Geschäftigkeit der Menschen. Hier und da ist Licht in den Häusern. Bisweilen strahlt es aus einer ganzen Reihe von Fenstern, Schatten tanzender Paare schweben lautlos auf durchbrochenen Stores dahin, und für einen Augenblick zeichnet sich die Silhouette einer schönen Frau auf den weißseidenen Vorhängen eines Boudoirfensters ab. Man nimmt, wenn uns an einem solchen Abend die Schwermut der Zeit des Saisonbeginns erfaßt, ungerne einen Wagen. Man entschließt sich leicht, für eine Viertelstunde allein über dunkle Straßen, verblühte, herbstrauschende Plätze, zu Fuß einen Weg durch den November zu gehen, denn man weiß, daß später im Kreise festlicher Menschen alles Nachdenkliche von uns abfallen wird. Man weiß, daß diese Viertelstunde — nur diese — uns allein gehört. In der langsamen Überlegung unserer Schritte liegt die zeitabgewandte Vertrautheit des Herbstes mit aller Zukunft und Vergangenheit. Und schließlich überschreitet man gedankenschwer die



„Meiner Liebsten Kleid flattert im Winde weit —“

1911. 10. 17.